

Mütter in der Favela

Leithäuser, Thomas; Carvalho Lins, Cynthia de; Brasil, Anna Flavia

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Leithäuser, T., Carvalho Lins, C. d., & Brasil, A. F. (1995). Mütter in der Favela. *Journal für Psychologie*, 3(1), 15-27.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-29593>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Mütter in der Favela

Thomas Leithäuser, Cynthia de Carvalho Lins und Anna Flavia Brasil

Zusammenfassung: Favelas nennt man die Elendsviertel, die Slums, die sich in den Großstädten Brasiliens entwickelt haben. Der Aufsatz handelt von der Favela Lemos Torre in Recife. Sie hat etwa 900 Einwohner und gehört zu den kleineren der 420 Favelas, die es in Recife inzwischen gibt. Es werden die Realitätserfahrung und die Bewältigungsformen von Müttern untersucht, mit denen sie das Elend des Lebens in einer Favela zu meistern suchen. Wie kommen sie mit ihren vielen Kindern und ihren Männern zurecht, auf die wenig Verlaß ist, wenn es um den Unterhalt und die Unterstützung der Familie geht? Das Beziehungsnetz der Familie, in dem die Mutter den dominanten Fokus bildet und das das ökonomische wie das psychologische Überleben mehr oder weniger sicherstellt, wird von brasilianischen Anthropologen und Familiensoziologen „Matrifokalität“ genannt. Wir beziehen uns in diesem Aufsatz auf das Konzept der „Matrifokalität“ und versuchen besonders seine sozialpsychologische Dimension herauszuarbeiten. Dazu analysieren wir näher zwei qualitative Interviews, die wir mit Müttern in der Favela Lemos Torre geführt haben.

„Gott schickt die Kälte je nach Länge der Wolldecke.“
(eine Mutter von 18 Kindern)

Recife

Recife ist die Hauptstadt des Bundesstaates Pernambuco im Nordosten Brasiliens. Recife hat etwa 2,5 Millionen Einwohner. Pernambuco gilt als der brasilianischste Bundesstaat, mit geringeren Einflüssen aus Nordamerika und Europa, als sie in den anderen Bundesstaaten Brasiliens spürbar sind. Bei An- und Abflug zieht die Passagiermaschine eine große Schleife über Recife und gestattet einen besonderen Einblick aus der Vogelperspektive. Aus einem Meer von Hüttchen, Hütten und Buden ragen wie Inseln Gruppen von Hochhäusern, vereinzelte Wolkenkratzer und Villenviertel heraus. Bei Dunkelheit gewinnen sie für den romantischen Blick ihre Gestalt als klar umgrenzte, hell leuchtende Areale in einem trüben Lichtermeer, das sich aus unzähligen schwachglühenden Lämpchen zusammensetzt. Solche Eindrücke können Recife zu einem Symbol verdichten, das nicht nur für Brasilien und den lateinamerikanischen Kontinent Bedeutung hat: das Symbol eines Weltzustandes mit vereinzelt Metropolen des Wohlstands in einem Ozean von Armut und Elend.

In Zahlen drückt sich das für Brasilien so aus: 1% der Bevölkerung ist steinreich, 4% sind reich, 15% machen den Mittelstand aus, der sich traditionell in einen oberen, mittleren

und unteren Mittelstand gliedert und in einer ökonomischen Lage ist, in der es sich leben läßt. 40% der Bevölkerung leben knapp über dem Existenzminimum und die restlichen 40% darunter. „40 Prozent gelten als arm: Sie verdienen weniger als zwei Mindesteinkommen (derzeit weniger als 240 Mark pro Monat). Weitere 40 Prozent der Brasilianer sind sehr arm: Sie haben nicht einmal ein Mindesteinkommen (derzeit 120 Mark). Die Armen suchen ihr Heil in den Städten: Heute leben bereits 76 Prozent aller Brasilianer in Großstädten, davon mehr als die Hälfte in Elendszonen, den Favelas. Jedes zweite brasilianische Kind lebt in einer Familie, deren Pro-Kopf-Einkommen ein halbes Mindesteinkommen nicht übersteigt“ (*ZEIT-Magazin*, Nr. 10, 5. 3. 1993).

Das krasse Neben- und Miteinander von Arm und Reich zeigt die Innenstadt von Recife, die zu Beginn dieses Jahrhunderts als nobelster Teil der ganzen Stadt galt. Das wohlhabende Bürgertum besiedelte aber nach und nach die weniger bewohnten Gebiete an der Stadtperipherie, die weniger von geschäftigem Alltagslärm erfüllt waren und Platz für großzügige Villen und Gärten boten. Die Innenstadt mit ihren barocken Kirchen, alten Gebäuden aus der Zeit der Holländer und Portugiesen, den kleinen Plätzen und Gassen wurde mehr und mehr zum Bezirk kleiner Geschäftsleute, Handwerker und Arbeiter, die ihr Auskommen im angrenzenden Hafengebiet sicherten. Verelendung und Verslumung erfaßten Bezirke der Innenstadt; Prostitution breitete sich aus.

Solcher Verslumung des Stadtzentrums, die nicht nur für Recife, sondern für viele lateinamerikanische Großstädte typisch ist, begegnet man neuerdings mit großzügigen Restaurierungen und Renovierungen der alten Gebäude und Plätze, um neben den herrlichen Badestränden, die Recife hat, eine zusätzliche Attraktion für den anwachsenden Tourismus aus Europa und Nordamerika anzubieten. Die Verslumung der Innenstadt wird so, verbunden mit einer energischen Sozialpolitik, rasch zurückgedrängt. In den letzten beiden Jahren verwandelte sich das Stadtbild des Zentrums von Recife stark. Es ist auch ein Beispiel für die erfolgreiche Kommunalpolitik eines sozial engagierten Bürgermeisters.

Die Temperatur im Sommer liegt in Recife durchschnittlich bei 35°C, im Winter bei 25°C. Der Winter ist zugleich eine starke Regenzeit, der Sommer dagegen durchgehend sonnig, sehr heiß, nicht selten verbunden mit einer drückenden Schwüle, die aus der hohen Luftfeuchtigkeit resultiert.

Lebens- und Arbeitsbedingungen in einer Favela

Unter einer Favela versteht man häufig einen Slum, ein Elends- und Armutsviertel, wie oben charakterisiert. Das ist aber nur bedingt richtig. Nicht selten handelt es sich bei einer Favela um ein zunächst „illegal besetztes Gebiet“ von häufig aus dem Innenland Brasiliens in die Großstädte an der Küste kommenden Menschen, die sich hier bessere Lebensbedingungen erhoffen. Solche Favelas werden auch „invasões“ oder „mocambos“ genannt, und das angloamerikanische Wort dafür ist nicht Slum, sondern „squatter settlement“. Eine solche Favela als ein „illegal besetztes Gebiet“ hat eine spezifische architektonische Struktur und politische und soziale Entwicklung. Buden, Hütten, Häuser einfacher Art, zusammengebaut aus Pappe, verrottenen Holzbrettern, Balken, verrosteten Blechen und Wellblechen, manchmal auch Steinmauern, drängen sich auf engstem Raum zu einem Labyrinth zusammen, das von schmalen Pfaden und Wegen durchzogen wird. Nicht nur die Besetzung, sondern auch das Anzapfen von Strom- und Wasserleitungen

ist bei der Entstehung einer solchen Favela zunächst illegal. Eine Kanalisation gibt es nicht. Dafür dient meist ein Fluß, an dessen Rand die Favela entstanden ist, oder ein breiterer oder schmalerer Bach, der sich durch den Bereich der Favela hindurchzieht und in den alle Kloake, Müll, Abfall und Dreck abgeleitet werden – also ein Herd gefährlicher und ansteckender Krankheiten, an dessen Rand häufig ganze Kinderscharen spielen und auch in ihm baden. Ein solches vor sich hinstinkendes Gewässer wird auch als das „öffentliche Klo“ einer Favela bezeichnet.

Die Wohnhütten umfassen in der Regel nicht viel mehr als drei Räume mit der jeweiligen Größe von 12-15 Quadratmetern. Darin leben häufig zwischen 10 und 15 Personen, die zu mehreren in einem gemeinsamen Bett oder einer bettähnlichen Lagerstatt schlafen. Meist teilen die Eltern mit zwei oder drei ihrer Kinder ein Bett. Eine innerfamiliäre Grenze zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit läßt sich ebensowenig ziehen und aufrechterhalten, wie es auch eine deutlich markierbare Trennung von Privatsphäre und Öffentlichkeit in der näheren Wohnumgebung und der Favela insgesamt nicht geben kann. Schon die meisten Hauswände sind viel zu dünn und gewähren keinerlei Abschirmung von Lärm und Geräuschen.

So entwickeln sich schon durch die schiere Not gedungen andersartige Formen des Zusammenlebens, die für aus dem mittelständischen Lebenszusammenhang stammende Sozialforscherinnen und -forscher ungewöhnlich und fremdartig erscheinen. Andererseits lassen sich an den in den Favelas lebenden Populationen schichtspezifische Unterschiede bemerken. Auch hier gibt es bessergestellte und weniger gutgestellte Personen. Einige sind weniger abhängig, andere mehr; einige waren in der Lage, bei der Gründung der Favela mehrere Hütten, zuweilen auch kleine Steinhäuser zu bauen, um sie dann an andere zu vermieten. Es gibt Besitzer von kleinen Läden für Dinge des täglichen Bedarfs und manchmal auch eine kleine Bank. So differenzieren sich auch hier Besitzende von den Besitzlosen. Ausbeutung und Unterdrückung finden auch innerhalb einer Favela statt. Es gibt bessere und sichere Wohnplätze, die nicht so von den in den Regenperioden entstehenden Überflutungen gefährdet sind.

Für die Milderung von sozialen Ungleichheiten und den Ausgleich von Ungerechtigkeiten gibt es eine Art Nachbarschaftsvereinigung in vielen Favelas, die sich in der Regel wöchentlich oder vierzehntägig trifft und einen gewählten Präsidenten, Schatzmeister und Sekretäre hat. Hauptsächlich geht es bei den Treffen um die Verteilung von in der Favela selbst aufgebracht Mitteln, aber auch um Spenden von außerhalb. Diese werden meist zur Unterstützung der Ärmsten verwandt, so z. B. die Zuweisung von Baumaterialien, um den Zustand der Hütten zu verbessern. Bei solchen Verteilungen kommt dem Präsidenten eine zentrale Rolle zu. Er wird von den Favela-Einwohnern so gesehen, als ob das, was zu verteilen ist, sein privates Eigentum wäre, über das er nach persönlichem Gutdünken schalten und walten könne. So verhält er sich meist auch, und diejenigen, die dringend etwas brauchen, verhalten sich entsprechend als Bittsteller, die ganz abhängig von seinem Wohl und Wehe sind. Der Präsident ist für viele Favela-Bewohner das, was man in Brasilien einen „patrinho“, eine Art Pate nennt, der auch Patenschaften für Kinder übernehmen kann, deren Eltern gestorben sind.

Nicht nur die Selbstverwaltungseinrichtungen einer Favela, sondern die politischen Verhältnisse im Land allgemein werden von vielen Favela-Bewohnern in einer personalisierenden Perspektive verstanden. Ein Populismus jeglicher Couleur hat so immer gute politische Chancen. Es kommt allein darauf an, ob man der Person des Politikers etwas zutrauen kann, ob er Vertrauen gewinnt, ob man glaubt, daß er sich für die Favela-Bewohner einsetzen wird und ob er selbst gut dafür bezahlt, wenn die „favelados“ für ihn die Werbetrommel rühren und die politische Wahlkampagne unterstützen. Wahlkampf ist für die „favelados“ ein Gelegenheitsjob.

Die meisten Favela-Bewohner haben keine geregelte Arbeit, eine Arbeit, die nach Anstellungsbedingungen als formelle oder informelle zu gelten hat. Für eine formelle Arbeit besteht ein offizieller Arbeitskontrakt, und der Arbeitnehmer verfügt über eine vom Arbeitgeber unterzeichnete „Arbeitskarte“, ähnlich der Lohnsteuerkarte in Deutschland, über die ein Anspruch auch auf eine spätere Rente abgeleitet werden kann. Der Arbeitslohn ist allerdings meist nur der staatlich festgesetzte

Minimallohn, mit dem sich kaum die eigene Existenz und die der Familie absichern läßt. 25 Millionen der arbeitsfähigen Männer und Frauen in Brasilien haben gegenwärtig keine vom Arbeitgeber unterzeichnete Arbeitskarte. Sie sind auf den informellen Bereich der Arbeit angewiesen, die über jeweils informelle Vereinbarungen geregelt wird, aus denen kein Anspruch auf eine spätere Rente erwächst. Doch der informelle Arbeitsbereich hat durchaus seine Attraktivität für die Armen. Zum einen kann man hier zu einem höheren Einkommen gelangen, als dies durch einen formellen Minimallohn gewährleistet wird. Zum andern werden die weit verbreitete Meinung und das Vorurteil der Favela-Bewohner unterstützt, man arbeite am besten hier und jetzt nur für sich selbst, gewissermaßen als sein eigener Unternehmer. Auch ist der informelle Arbeitsbereich zum formellen durchaus funktional. Um die Bedingungen des Minimallohns jeweils zu verbessern oder zu verschlechtern, werden zusätzliche informelle Vereinbarungen getroffen, wie es gerade die Konkurrenzsituation und die Lage am formellen und informellen Arbeitsmarkt erlauben.

Ungeregelte Arbeit, Gelegenheitsarbeit, Arbeitslosigkeit führen für viele Favela-Bewohner, Männer und Frauen, zu einem Leben unterhalb des Existenzminimums. Dabei geht es häufig genug um das nackte Überleben. Hunger, Alkoholismus, Krankheiten, hohe Kindersterblichkeit sind Folgen. Viele Menschen sehen zehn Jahre älter aus, als sie in Wirklichkeit sind. Ein hohes Alter erreichen nicht viele.

Die bisher vorgenommenen Charakterisierungen der Favela gelten auch für die Favela Lemos Torre, die wir in den folgenden Abschnitten näher untersuchen werden.

Interviews in der Favela Lemos Torre

Als wir uns entschlossen, in der Favela Lemos Torre qualitative Interviews und Gespräche mit den Einwohnerinnen und den Einwohnern zu führen, war uns der bisher beschriebene Lebenszusammenhang der Elendsgesellschaft in einer Favela nicht so deutlich. Wir hatten zwar jede und jeder für sich auf der Grundlage persönlicher Erfahrungen schon Einsichten und Vorstellungen von dem, was

Elend ist. Aber einen konkreten und systematischen Einblick ermöglichten uns erst die Auswertungen der Interviews, zu denen wir weitere veröffentlichte Untersuchungen über das Leben in den Favelas heranzogen.

Von jenen empirischen Studien sei hier besonders diejenige von Klaas Woortmann, einem Familiensoziologen an der Universität Brasilia, hervorgehoben.¹ In dieser Studie fanden wir viele wichtige Anregungen für unsere Auswertungen und weitere Indizien für deren Plausibilität. Das gilt vor allem für den Begriff der Familie, den Woortmann für die Favela-Familien als typisch entwickelt hat und in dessen Zentrum die Mutter steht. Wir werden auf dieses Konzept der „Matrifokalität“, ein Begriff, der auch von dem Anthropologen Russel Perry Scott verwendet wird, noch näher eingehen.

Wie sind eine brasilianische Psychologin, eine brasilianische Soziologin und ein deutscher Psychologe zu dieser gemeinsamen Untersuchung in der Favela gelangt? Die Idee dazu entstand im Kontext eines von Thomas Leithäuser geleiteten Seminars über qualitative Methoden in der Sozialforschung an der Soziologischen Fakultät der Universität von Pernambuco in Recife. Thomas Leithäuser war zunächst mit der Frage beschäftigt, wie weit mit den flexiblen qualitativen Methoden der Sozialforschung der eurozentrische Bias, der vielen methodischen Arrangements innewohnt, wenn schon nicht aufgelöst, so doch zumindest reflektierbar und als ein methodisch verzerrendes und einschränkendes Moment kenntlich gemacht werden kann. Anna Flavia Brasil und Cynthia de Carvalho Lins ging es darum, zu sehen, welche Art von sozialwissenschaftlicher und psychologischer Erkenntnis mit qualitativen Methoden, in die auch methodische Anleihen aus der Psychoanalyse integriert sind, überhaupt gemacht werden kann. Was ist der Untersuchungsgegenstand einer solchen empirischen Forschung? Sind die individuellen, aber auch standardisierten Beziehungsmuster, nach denen Menschen sich verhalten, handeln und sprechen, mit qualitativen Methoden sichtbar, objektivierbar und analysierbar zu machen? Haben solche Beziehungsmuster für die in sie Involvierten eine für sie nicht unmittelbar verständliche unbewußte Dimension, die mit methodischen Mitteln aus der

Psychoanalyse erfahrbar und erkennbar gemacht werden kann?

Die Versuche, diese Fragen präzise auszuformulieren und an Beispielen aus verschiedenen sozialen Feldern Antworten zu suchen, führten zu kontroversen methodologischen Diskussionen, die auf der theoretischen Ebene schon einige Klärung brachten, aber auch das Bedürfnis nach empirischer Erkundung weckten. Man konnte sich nach diesen theoretischen Diskussionen auch vorstellen, einen solchen empirischen Versuch zu unternehmen und sich gemeinsam als ein Forschungsteam zu verstehen und ein empirisches Projekt zu entwickeln. „The proof of the pudding is in the eating“.

Das empirische Feld sollte eine Favela sein, weil dort die sozialen Probleme Brasiliens kulminieren und man am besten lernen kann, was an einem solchen Ort mit qualitativen Methoden erfahren und ob aus solchem Wissen auch ein hilfreicher Beitrag zur Klärung (vielleicht auch Lösung) der Probleme in einer Favela entwickelt werden kann.

Die Favela Lemos Torre bot sich an. Zum einen weist sie alle Charakteristiken auf, die im vorangegangenen Abschnitt für eine typische Favela beschrieben wurden. Zum anderen hatte Anna Flavia Brasil guten Kontakt zu vielen Favela-Bewohnern dort, und es war kein Risiko, Thomas Leithäuser, der phänotypisch als ein Fremder, als Gringo weithin kenntlich ist, in diese Favela mitzunehmen. Für die Untersuchung hatte das den Vorteil, daß man einem Fremden, der als Bekannter und Freund von Menschen mitkommt, die man kennt und zu denen man Vertrauen hat, mehr Informationen von der Favela und sich gibt und erzählt als man es unter jenen tut, von denen man glaubt, es sei ihnen alles sowieso schon bekannt. Dem gastfreundlich aufgenommenen Fremden wird gemeinhin viel erzählt. Der Ethnopsychanalytiker Fritz Morgenthaler empfahl deshalb auch, sich im Untersuchungsfeld immer deutlich als ein Fremder zu erkennen zu geben: „Look, I am a foreigner“. Die Notwendigkeit der Übersetzung des Portugiesischen ins Englische tat hier das übrige.

Wir wollten für die Interviews eine möglichst offene Gesprächssituation herbeiführen. Deshalb entwickelten wir keinen Fragebogen mit vorformulierten Fragen, desglei-

chen nicht einen strukturierten Leitfaden oder Fragekatalog, an die wir uns gebunden hätten. Wir legten lediglich Themenschwerpunkte fest, über die wir, in welcher Phase des Gesprächs auch immer, etwas in Erfahrung bringen wollten. Wir wollten etwas über die Rolle und Aufgaben der Mütter in den Familien oder familienähnlichen Zusammenhängen, die sozialpsychologischen Gründe der hohen Kinderzahl, die Einstellungen der Mütter zu Fragen der Sexualität, den Aufgaben der Männer und Väter, der Schule, Religion, Arbeit und Politik herausfinden. Nicht zuletzt interessierte uns die jeweilige Lebensgeschichte der Mütter. Einige Ergebnisse zu diesen Themenstellungen in den Interviews sind bereits in dem vorausgegangenen Abschnitt dieses Aufsatzes über die Lebens- und Arbeitsbedingungen in der Favela zusammengefaßt.

Wenn man, wie wir, unerwartet in einer Favela auftaucht und nach Interviewpartnerinnen sucht, ist es von Vorteil, etwas mitzubringen, das man für das, was man bekommen möchte, geben will. Da uns erfahrene Kolleginnen und Kollegen von der Universität abgeraten hatten, Geld anzubieten, da das nicht üblich sei, hatten wir Zigaretten, Schokolade und andere Süßigkeiten mitgenommen, die auch von unseren Interviewpartnerinnen und ihren Kindern nach dem jeweiligen Gespräch dankbar angenommen wurden. Im nachhinein denken wir schon, daß es auch gut gewesen wäre, die Interviews mit Geld zu bezahlen. Die Tauschgesellschaft macht vor der Favela nicht halt, und das dringend benötigte und effizienteste Tauschmittel ist auch dort das Geld.

Wir haben an mehreren Tagen in der Favela Lemos Torre Interviews durchgeführt und waren dann meist mehr als acht Stunden dort. Interviews lassen sich in einer Favela nur schwerlich mit einer Person durchführen. Meist sind auch einige Kinder dabei oder kommen hinzu oder gehen wieder, desgleichen Nachbarinnen (mit und ohne Kinder), die sich in das Gespräch einmischen oder es kommentieren. So könnte man besser von einem Gruppeninterview sprechen. Wir haben bei der Auswertung später festgestellt, daß dies keineswegs nachteilig ist, sondern eher zu einem inhaltsreicheren Interviewtext führen kann. Es zeigte sich im übrigen in einer späteren Phase der Untersuchung, daß die

Methode des Soziodramas von Moreno, die Flavia Brasil und Cynthia de Carvalho Lins mit den von uns vorher interviewten Frauen ausprobierten, diesen sozialen und kommunikativen Kontexten in der Favela sehr entgegenkommt und daß gerade mit Hilfe der spielerischen Komponente des Soziodramas vertiefende Informationen zu den Interviews hinzugewonnen werden konnten, die wir dann in unsere weitere Auswertung, für die wir noch einige Beispiele geben werden, aufgenommen haben. Das sich von anderen abgrenzende, sich selbst isolierende Individuum, der Einzelgänger, ist eher für mittelständische Schichten typisch und in einer Favela eher marginal. Darauf muß man sich mit seinen methodischen Überlegungen einrichten.

Eine Favela ist eine Elendsgesellschaft, und diejenigen, die aus einer anderen Gesellschaftsschicht und einem anderen Land kommen, konfrontieren sich mit diesem Elend, in dem es um das nackte Überleben geht, in einer eigentümlichen Weise. Man will es nicht so recht wahrhaben, übersieht beim ersten Besuch vieles, ja findet es erst einmal gar nicht so schlimm, wie man es sich vorher vorgestellt hat. Es schleicht sich der Blick des touristischen Abenteurers ein, der in eine ihm fremde Welt eindringt und dort unmittelbar vor Ort kaum von ihr gepackt und getroffen wird. Man wird diesen Ort wieder verlassen können – der Gestank aus dem Abwasserkanal, die drückende Hitze zwischen und in den engen Häuschen, der Eindruck kranker, elender, hungernder Menschen ist nur vorübergehend. Da gehört man nicht dazu, da kommt man ja auch nach einigen Stunden heraus. Und außerdem: Man sieht auch viele Menschen, die gut ernährt aussehen, sauber und einfach gekleidet sind – T-Shirt, Rock oder Shorts, Sandalen. Überhaupt wird in der Favela viel gewaschen. Überall hängt Wäsche zum Trocknen. Man trifft auf lachende, neugierige und entgegenkommende Menschen. Gern nehmen sich die Frauen, die wir um ein Interview bitten, die Zeit für uns. Sie fühlen sich durchaus geehrt durch das Interesse, das wir an ihnen bekunden und drücken ihre Freude darüber aus. Auch werden lustige Geschichten erzählt und viel gelacht. Hat das nackte Überleben nicht auch seine erträglichen Seiten? Gibt es eine Romantik des elenden Lebens? Hat die Favela nicht auch ihren

eigentümlichen, exotischen Reiz? Lehrt sie nicht den Besucher, der mit edlen oder auch unedlen Motiven und wissenschaftlichen Interessen kommt, ein aufregendes, gleichwohl nur moderates Gruseln? Er geht ja wieder und kann viele Gründe für die Verkürzung seines Aufenthaltes finden.

Die Favela ruft die vielfältigen Mechanismen der psychischen Abwehr und Bewältigung auf den Plan, die den Blick für die Unerträglichkeit der Realität trüben. Verharmlosen, romantisieren, ins Gegenteil verkehren, ungeschehen machen sind nur einige Mechanismen aus diesem Repertoire, die Realitäten einer Favela ins Erträglichere zu verwandeln. Kein Besucher kann sich von solchen psychischen Bewältigungstendenzen freimachen. Er kann sie aber reflektieren und zu verstehen suchen, warum er ihrer gerade in der Favela so dringend bedarf. Dann können sie zum Erkenntnismittel werden.

Es ist ja keineswegs so, daß die Favela-Bewohner nicht einen solchen realitätsverharmlosenden psychischen Panzer brauchen, häufig genug unterstützt durch Alkohol und Drogen, wenn man an sie herankommt. Für viele ist es aber eine eher fatalistische Bescheidung auf ein Hier und Jetzt als einem Immerwährenden, kaum versetzt mit vagen Hoffnungen auf einen besseren Zustand – es sei denn, man macht sich diese Hoffnungen selbst. In den Interviews finden Interviewte und Interviewerinnen und Interviewer meist zu einem gemeinsamen, nicht ausgesprochenen Einverständnis über den Zustand der Favela-Realität: Zum einen ist dieser Zustand beklagenswert, zum anderen so, daß er verharmlost werden muß, um einigermaßen erträglich zu werden. Dieser Ambivalenz kann sich niemand, der seine Erfahrungen in der Favela macht, entziehen. Die Auswertung der Interviews kann es nun aber methodisch ermöglichen, dieses geheime Einverständnis als verschränkte gemeinsame psychische Verarbeitung und Abwehr der Realität in der Favela zu reflektieren. Wir haben das versucht.

Matrifokalität: Die familiäre Lebensform in der Favela

Im Zentrum der Familie steht als organisierende und zusammenhaltende Kraft die Mut-

ter. Sie ist der Fokus, von dem alles ausgeht; der Vater oder die Väter der Kinder haben vergleichsweise wenig zu sagen. Das ist nur dann anders, wenn sie voll für den Lebensunterhalt der Familie aufkommen. Das jedoch ist selten genug der Fall. Die Männer haben meist keine regelmäßige Arbeit und können die notwendigen Mittel nicht aufbringen. Aber auch wenn sie sie aufbringen können, sehen sie sich von ihrem Rollenverständnis her nicht unbedingt in der Pflicht, ihre Familie ökonomisch ausreichend zu unterstützen. So ist die Frau, die Mutter vorrangig auch für die ökonomische Reproduktion der Familie zuständig. Meist auf den informellen Bereich der Arbeit angewiesen, versucht sie als Haushaltshilfe, Köchin, Wäscherin, Putzfrau etc. das nötigste Geld für die Familie zusammenzubringen; oder aber sie ist wiederum von der eigenen Mutter abhängig, die einen solchen Gelegenheitsjob hat, oder sie vermag entsprechenden Druck auf den Ehemann auszuüben. Gerade eine Familie mit vielen Kindern und wenn nicht im gleichen Haus, so doch in der Nähe wohnenden Großeltern – da ist die Großmutter die zentrale Person – macht es möglich, daß die Mutter arbeiten gehen kann. Die kleinen Kinder werden dann durch die älteren Geschwister oder durch die Großmutter versorgt. Es ist selbstverständlich, daß die Kinder sobald wie möglich durch Arbeit ihren Anteil an der ökonomischen Reproduktion der Familie erbringen. Das schließt als Extremfall die Prostitution der Töchter nicht aus. Die Familie in der Favela ist eine größere Hausgemeinschaft, zu der Großeltern und nähere Verwandte gehören; sie ist ein komplexes matrifokales Netzwerk, in dem die Frau zunächst als abhängig von den Eltern, dann als abhängig von den Kindern, aber in gewisser Weise als unabhängig gegenüber dem Mann erscheint. Klaas Woortmann beschreibt in der von uns schon herangezogenen Arbeit den typischen Weg, der für eine Frau in diesem matrifokalen Netzwerk vorgesehen ist, auf die folgende Weise:

Eine junge Frau hat in der Regel 15- oder 16jährig, manchmal aber auch schon 12- oder 13jährig ihren ersten sexuellen Verkehr und wahrscheinlich bald darauf ein oder mehrere Kinder. Sie wohnt noch für eine Weile mit ihren Kindern im Haus der Eltern und vergrößert somit deren Familie. Doch nach einer

Zeit wird sie wahrscheinlich einen Mann finden und mit ihm unabhängig von den Eltern eine eigene Hausgemeinschaft und weitere Kinder haben. Es mag sein, daß die eheliche Beziehung, somit die Kernfamilie, bis in das hohe Alter dauert. Häufiger ist es allerdings, daß die Frau den Mann überlebt und dann als Witwe bei ihrer Tochter und deren Familie lebt und dort als Großmutter Aufgaben in der sich dann herstellenden mütterlichen Dyade übernimmt. Am häufigsten ist es, daß die ehelichen Beziehungen nicht sehr lange dauern und sich unstete Beziehungen oder Phasen ohne Partner anschließen.

Letzteres wird als Krise angesehen, die meist durch einen strategischen Rückzug in das elterliche Haus zu lösen versucht wird. Doch eine solche Lösung widerspricht zugleich dem Wunsch nach Unabhängigkeit und eigener Haushaltsführung. Viele Frauen versuchen denn auch, ihr eigenes Haus zu halten und nur die Kinder bei den Großeltern (der Großmutter) unterzubringen, wenn sie arbeiten. Doch solche Lösungen sind eher selten in einer Favela, da es dort nicht viele Großmütter gibt. Die Ehebeziehungen sind meist über Generationen hin sehr instabil. Nach einer Trennung findet die Frau in der Regel bald einen neuen Partner. Auch kann es zu einer Unterstützung durch einen oder mehrere Partner kommen, mit denen die Frau nicht in ihrem Haus zusammenlebt. Bei einer Trennung bleibt der Frau das Haus, dessen Eigentümerin sie in der Regel sowieso ist, und die Kinder bleiben bei ihr. Auch werden die Patenschaften für die Kinder von der Mutter ausgesucht, und Paten stammen hauptsächlich aus der Familie der Mutter. Der Zusammenhalt der Familie und die Aufzucht der Kinder werden wesentlich durch die Mutter gewährleistet. Das ist die Sache der Frau, die sie eher mit der eigenen Mutter oder ihren Töchtern teilen möchte und weniger mit dem Ehemann oder ihren Partnern. So ziehen die meisten Mütter in der Favela denn auch die Töchter den Söhnen vor.

Rosa und Violeta

Nachdem wir die Lebensformen in der Favela mit Auswertungen unserer Interviews und der Studie von Klaas Woortmann in wichti-

gen Aspekten charakterisiert haben,² wollen wir uns den Interpretationen besonderer Aussagen zweier Interviews zuwenden. Mit dem Begriff der Matrifokalität haben wir die relativ starke Position beschrieben, die der Frau und der Mutter in den Hausgemeinschaften und Familien der Favelas zukommt. Für uns war nun interessant zu sehen, wie es mit dieser Position der Frau außerhalb der familialen Lebenszusammenhänge bestellt ist, so z. B. im Bereich der sozialen Selbstverwaltung der Favela, der Nachbarschaftsvereinigung. Wie verhalten sich die Frauen auf den wöchentlich stattfindenden Treffen dieser Vereinigung in Lemos Torre? Darüber gibt Rosas Interview besonders gute Auskunft. Ihre Haltung zur Selbstverwaltung der Favela Lemos Torre scheint uns typisch für die Haltung vieler Frauen dort. Wir zitieren hierzu eine Textpassage aus dem Interview mit Rosa.

Interviewerin: Hier (in der Favela) gibt es eine Nachbarschaftsvereinigung. Wie ist das, gehst Du zu den Versammlungen?

Rosa: Im letzten Monat bin ich zweimal zur Versammlung hingegangen, die immer donnerstags stattfindet.

I.: Jede Woche gibt es eine Versammlung?

R.: Jede Woche. Das nächste Mal geht es um das Problem des Grundeigentums der Bewohner hier.

I.: Wie ist das, beteiligst Du Dich aktiv? Sagst Du Deine Meinung dazu?

R.: Ich höre nur zu. Nur wenige haben die Möglichkeit zu reden.

I.: Ja? Warum?

R.: Weil jeder, der sich mit irgend etwas beteiligt, besser sein will als der andere und mehr im Mittelpunkt stehen will. Ich höre nur zu, um zu sehen, ob ich am Ende etwas zu sagen habe. Ich habe nicht die Position, um mich mit ihnen zu unterhalten.

I.: Wie kommt das?

R.: Da wollen sie alle gewinnen. Die einen meinen, er hat Recht. Die andern meinen, er hat Unrecht. Die einen machen etwas, die andern nicht. Wenn das so läuft, beteilige ich mich nicht. Ich finde keine Haltung dazu und kann nicht mit ihnen reden.

I.: Du findest, daß Du ihnen nichts zu sagen hast?

R.: Ich habe ihnen nichts zu sagen.

I.: Warum? Weil es nicht wichtig ist oder weil sie Dich nicht anhören werden?

R.: Daß es wichtig ist, das glaube ich schon. Es ist eher so, daß man manchmal etwas sagen will, aber keine Chance dazu bekommt.

I.: Bei welcher Gelegenheit ist es schwierig für Dich, Deine Meinung beizusteuern?

R.: Ich finde nicht, daß das schwierig ist. Nein. Aber ich finde mich ein bißchen schüchtern, um mit denen zu reden.

I.: Du bist schüchtern, Rosa?

R.: Ich glaube schon. Ich fühle, daß ich eine Meinung habe, die ihnen nicht gefallen wird. So ziehe ich mich zurück, bleibe still und höre ihnen nur zu. Wenn ich etwas sagen wollte, dann hätte ich einiges zu sagen.

I.: Aber sagst Du es dann nicht?

R.: Ich fühle, daß mein Vorschlag irgendeinem von denen nicht gefallen wird. Ich finde, daß hier die Favela ein sehr schlechter Ort ist, um Kinder sehr frei aufwachsen zu lassen. Wenn das hier wirklich eine Gemeinschaft (von Nachbarn) wäre, dann müßte es hier einen Kindergarten oder irgendwelche Kurse für die Kinder geben. Denn es gibt Kinder, die sind morgens in der Schule und andere nachmittags. Viele Mütter arbeiten außerhalb (der Favela). Meine Kinder sind alle in der Schule. Aber wenn es hier einen Kindergarten gäbe, würde ich meine Kinder, die morgens in die Schule gehen, nachmittags da hinschicken. Und die, die nachmittags zur Schule gehen, würde ich morgens da hinschicken. Es wäre toll, wenn es hier einen Kindergarten gäbe.

I.: Warum hast Du das nicht vorgeschlagen?

R.: Man sagt etwas, und sie sagen, sie werden sich darum kümmern. Aber ich habe keine Kraft dazu, etwas zu sagen. Ich gehöre auch gar nicht zur Gemeinschaft (Nachbarschaftsvereinigung), weil ich nicht lesen kann. Und ich werde auch nicht irgendwo eintreten, wo ich nichts machen und nichts ändern kann. Diese Sache (mit dem Kindergarten), da hätte ich die größte Lust dazu, die zu erreichen.

In den Versammlungen der Nachbarschaftsvereinigungen geht es, so sieht es Rosa, weniger um die Sache und die Lösung von drängenden Problemen. Es geht den Rednern mehr darum, im Mittelpunkt zu stehen, besser zu sein, sich besser durchsetzen und brillieren zu können als die andern, die, so aufgefaßt, zu Konkurrenten werden. Da will man nur gewinnen, die eigene Meinung nur durchsetzen und zeigen, daß man Recht hat. An einem solchen Schauspiel beteiligt Rosa sich nicht. Da hört sie lieber zu und hält sich vielleicht auch ein bißchen zu gut dafür, um sich an einem Wettstreit zu beteiligen, bei dem es kaum um die Sache und viel um Pose und Selbstdarstellung geht. Die Favela ist, so Rosa, ein „schlechter Ort“, an dem man seine Kinder nicht frei aufwachsen lassen kann. Und die Versammlungen der Nachbarschaftsvereinigungen zeigen ihr auch, daß es in Lemos Torre keine „Gemeinschaft“ gibt, die durch konkrete Maßnahmen, z. B. die Einrichtung eines Kindergartens, Abhilfe schaffen wollte. Es geht aus ihrer Sicht bei diesen Versammlungen nicht um die Beseitigung konkreter Nöte. Warum sollte sie da etwas sagen und Position beziehen; da schweigt sie lieber. Da-

bei findet sie es gar nicht so „schwierig“, sich in der Nachbarschaftsvereinigung einzumischen. So gut sind die nun auch wieder nicht, die da reden. Aber was könnte das schon bringen. Es läßt sich nichts verändern. Hier zeigt sich der resignative Zug in Rosas Haltung, der allen Frauen, mit denen wir gesprochen haben, mehr oder weniger zu eigen ist: Der tiefe Unglaube, es ließe sich an ihrer Situation und an ihrem Leben etwas ändern und verbessern.

Doch hat Rosa durchaus einen sinnvollen konkreten Verbesserungsvorschlag, der sich in einer solidarischen Gemeinschaft realisieren ließe. In einem Kindergarten könnten die Kinder besser versorgt und die Mütter zugleich entlastet werden. Aber sie fühlt sich zu „schüchtern“, solche Vorschläge vorzutragen; sie fürchtet, daß es jemanden in der Nachbarschaftsvereinigung geben könnte, dem das nicht gefällt. Sie glaubt, als Analphabetin habe sie nicht die Position, die ihr den nötigen Rückhalt für ihre Auffassung bieten könnte. Sie fühlt sich der Gemeinschaft der Nachbarschaftsvereinigung gar nicht erst zugehörig und versteht sich als Außenstehende, die, weil sie nicht lesen kann und zu den Ärmsten in der Favela zählt, auch nichts zu sagen hat. An anderer Stelle des Interviews sagt Rosa zur Interviewerin:

R.: Mein Kind, ich glaube, meiner Meinung nach, mein Gott, so wie ich immer Lust habe, meine Situation zu ändern und die von vielen hier, würde ich alles in meinem Leben tun. Aber meine Möglichkeiten reichen dazu nicht aus. Ich habe keine Ahnung, was ich da (bei den Versammlungen) sagen könnte. Denn ich bin ja auch schon ... nicht?

I.: Du bist was?

R.: Jenseits von allem. Ich verkaufe ja schon Zuckerrohr, um mich mit meinen Kindern zu ernähren. Ich habe keine Ahnung.

Den Verkauf von Zuckerrohr auf der Straße hält Rosa für eine der niedrigsten Tätigkeiten, die man zur Lebenssicherung verrichten kann. Sie hält sich für nicht berechtigt, ein Mitglied der Nachbarschaftsvereinigung zu sein, und zugleich, wir haben es gesehen, will sie es nicht sein.

In außerfamilialen politischen und sozialen Zusammenhängen (wie der Nachbarschaftsvereinigung) fühlt sich Rosa als ein Nichts. Wie kommt es dann aber, daß sie uns, die wir von außen kommen und Fremde für

sie sind, so bereitwillig und voller Vertrauen im Interview Rede und Antwort steht? Dazu findet sich im Interview eine Antwort. Rosa macht einen deutlichen Unterschied zwischen dem Gespräch mit uns und Gesprächen mit Politikern und den Vertretern der Nachbarschaftsvereinigung. Politiker, so Rosa, interessieren sich nur alle vier Jahre für die Probleme der Favela-Bewohner, wenn z. B. eine Wahl ansteht.

R.: „Ich finde sie (die Politiker) ganz anders als Euch. (Und zur Interviewerin gewandt): Ich finde Deine Haltung viel besser, denn man fühlt sich wenigstens entspannt bei der Unterhaltung mit Dir. Und die (die Politiker) reden nicht so mit uns. Was sie wollen, ist stark und einflußreich zu werden, oben zu sein. Wir sitzen zu ihren Füßen. Aber tun sie etwas (für uns)? Du hast diesen guten Willen, Dich mit uns zu unterhalten, über die Dinge zu fragen, die wir fühlen; Dich nach unseren Problemen zu erkundigen. Dabei fühlen wir uns gut.“

Rosa drückt hier einen starken Wunsch nach Achtung, Anerkennung und Verständnis aus. Ihr Selbstwertgefühl, das werden wir noch sehen, ist auf die Familie und die Hausgemeinschaft zentriert. Da ist sie stark.

Rosa berichtet: Sie kommt aus dem Landesinnern von Brasilien. Ihre Mutter hatte 18 Kinder. Ihr Vater übte auf sie Druck aus, regelmäßig zur Schule zu gehen, was sie wohl aber nicht immer tat und heute sehr bereut, da sie eine Analphabetin geblieben ist. Mit 12 Jahren lernt sie ihren ersten Liebhaber kennen. Mit 13 Jahren bekommt sie von ihm ihr erstes Kind, eine Tochter. Der Vater erzwingt die formelle Heirat. Nach vier Monaten Ehe verläßt sie ihren Mann und geht nach Recife, um dort Arbeit zu finden. Ihr Kind bleibt bei ihrer Familie zurück. In Recife tut sie sich mit einem anderen Mann zusammen, mit dem sie etwa 19 Jahre zusammenlebt und die Hütte in Lemos Torre aufbaut, in der sie bis heute lebt und die sie ganz als die ihre ansieht, obwohl auch der Mann zu dieser Hütte (sie nennt sie Baracke) einiges (Steine und Mörtel) beigetragen hat. Mit diesem Mann hat sie weitere sieben Kinder. Gegenwärtig lebt sie mit fünf von ihnen zusammen, die sie im großen und ganzen allein versorgt, erzieht und zur Schule schickt. Von dem Vater dieser Kinder lebt sie jetzt getrennt. Er lebt mit einer anderen Frau zusammen, von der Rosa sagt, daß sie ihn mehr oder weniger aushalte. Er schaut nur noch alle zwei bis drei Wochen

bei seiner Familie herein. Er entzieht sich jeglicher Unterstützungsleistung, schläft aber immer wieder mit Rosa, die das eher widerwillig mitmacht, wie sie sagt.

Rosa ist 37 Jahre alt. Sie hat jetzt einen neuen Freund und Liebhaber, einen 54-jährigen Taxifahrer, einen „Alten“, wie sie sagt, der sehr liebevoll zu ihr und ihren Kindern sei und den sie vom Alkohol weggebracht habe. Jedenfalls trinke er bei weitem nicht mehr so viel wie vor ihrer Beziehung. Im Interview wird deutlich, daß sie den „Alten“ liebt, aber sich von seinem Vorgänger noch nicht recht trennen kann. Zum Zeitpunkt des Interviews wußte letzterer noch nichts von ihrer neuen Beziehung mit dem Taxifahrer, mit dem er im übrigen gut befreundet ist. Inzwischen sind die Verhältnisse leidlich geklärt. Der „Alte“ wohnt jetzt bei ihr. Sie war von ihm schwanger, hat aber eine Abtreibung machen lassen, und die Erwägung, sich sterilisieren zu lassen, die sie im Interview anstellt, hat sie inzwischen wahrgemacht. – Lassen wir Rosa wieder selbst zu Wort kommen.

R.: Ich arbeite die ganze Zeit, damit meine Kinder keinen Hunger leiden müssen. Meine Kinder gehen zur Schule, weil ich es will, daß sie hingehen. (So wie ihr Vater das mit ihr seinerzeit wollte.) Meine Kinder sterben nicht an Hunger, weil ich arbeite, damit sie nicht an Hunger sterben und nicht ständig mit Hunger im Haus der anderen herumlungern. Aber von ihm (dem Vater der Kinder) habe ich nichts.

I.: Und warum forderst Du nichts von ihm?

R.: Ich fordere nichts. Nein. Weil ein Vater, der Vater ist, weiß, daß er Kinder hat. Und deshalb soll er kommen und die Verantwortung übernehmen.

I.: Sagt der Vater seine Meinung zu den Kindern?

R.: Wenn er kommt, will er es. Aber ich bin nicht eine, die lieb und nett ist. Ich sage zu ihm: „Hör mal, Du gibst meinen Kindern nichts, also hast Du auch nichts zu sagen, auch mir nicht, denn Du gibst nichts.“ Ich sage immer zu ihm: „Man bringt die Kinder nicht morgens in den Wald wie die Ziegen, um sie abends wieder abzuholen.“ Die Ziege hat im Wald wenigstens Gras zu fressen. Aber ein Kind muß zwei- oder dreimal am Tag essen. Und er gibt nichts.

I.: Wenn er kommt, schläfst Du noch mit ihm?

R.: Ich schlafe mit ihm, weil Mann und Frau miteinander schlafen sollen. Aber Lust, daß ich wirklich Lust mit ihm empfinde, das nicht mehr. Ich weiß, daß ich ganz schön heruntergekommen bin. Aber ich bin noch jung, 37 Jahre. Das heißt, ich brauche einen Mann, nicht?

I.: Ja, deshalb frage ich Dich.

R.: Ich weiß, daß ich einen Mann brauche. Es gibt einen Alten mit einem Auto, einen Taxifahrer. Der will mich, und ich tue mich mit ihm zusammen. Wenn der Mann,

mit dem ich seit 19 Jahren zusammenlebe, nicht mehr kommt, um mir Geld zu geben, dann laufe ich auch nicht hinterher. Ich werde auch nicht auf die Straße gehen und mich anbieten: Wer will, wer will, wer will. Ich lebe mit diesem Mann zusammen, der meinen Hunger stillt. Ich werde nicht lügen.

I.: Jede Art von Hunger?

R.: Ja, ich werde nicht ohne jemanden leben, mit dem ich nicht auch einmal eine Nacht im Leben schlafen kann. Ich lebe mit diesem Mann schon ein Jahr und sechs Monate zusammen. Wer mir hilft, ist er, dieser Alte.

I.: Empfindest Du Lust mit diesem Alten?

R.: Ja.

I.: Ist es gut?

R.: Viel zu gut. Wichtig ist aber für mich auch, daß er etwas für meine Kinder tut. Er ist hervorragend. Er verwöhnt meine Kinder. Und der Vater kommt und gibt ihnen nichts.

Wir können fragen, was zum Zeitpunkt des Interviews Rosa an ihren Mann, den Vater ihrer meisten Kinder noch gebunden hat. Heute hat sie diese Bindung nicht mehr. Sie lebt mit ihrem „Alten“ zusammen. Drückt die ambivalente Beziehung zu ihrem Ex-Lebensgefährten etwas aus, das uns Auskunft über die Frau-Mann-Beziehung im matrifokalen Kontext geben kann? Sie liebt ihn nicht mehr, sie empfindet keine Lust mehr, wenn sie mit ihm schläft. (Das behauptet sie jedenfalls strikt.) Gleichwohl schläft sie mit ihm, „weil er“ (so sagt sie es an einer anderen Stelle des Interviews) „immer noch der Vater meiner Kinder ist“, ein Vater allerdings, der „nichts gibt“ und sie, die Mutter, die Sorge und Versorgung alleine übernehmen läßt.

Sie ist ökonomisch, pädagogisch und emotional für die Kinder allein zuständig. Nichts geschieht da ohne ihre Zustimmung – und darauf ist sie stolz. Sie hat das Sagen und steht im Zentrum der Familie. Diese Rolle befriedigt sie durchaus. Dazu kommt noch der gute „Alte“, der ein guter Liebhaber ist und zudem eine verantwortliche Haltung nicht nur ihr, sondern auch ihren Kindern gegenüber zeigt – also der ideale Partner für sie ist und alles das hat, was sie am leiblichen Vater ihrer Kinder vermißt. Warum braucht sie so lange Zeit, um diesem den Laufpaß zu geben?

Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit kann man vermuten, daß sie es als eine Einschränkung ihrer Macht und ihres Selbst, also als eine Kränkung erlebt, daß sie ihren früheren Lebensgefährten nicht dazu bringen

konnte, seine Vaterpflichten zu erfüllen. Das scheint er ihr hartnäckig zu verweigern und sich ihr zu entziehen, zugleich aber auf dem sexuellen Verkehr mit ihr zu bestehen. Durch seine sexuelle Bindung an sie ist er noch nicht ganz aus ihrem matrifokalen Bezirk heraus. So glaubt sie ihn immerhin eineinhalb Jahre festhalten zu können und doch noch dazu zu bringen, daß er „etwas gibt“, zur Reproduktion der Familie etwas beiträgt, es dem „Alten“ also gleichtut. Der leibliche Vater ihrer Kinder, mit dem sie 19 Jahre zusammengelebt hat, muß das können. Seine Unfähigkeit dazu oder seine Verweigerung erlebt sie als ihre Schwäche. Und seine Unfähigkeit verwandelt er durch Verweigerung, Entzug und Fremdgehen in eine Stärke, die er ihr demonstrieren muß. Sein Machismo, den man ihm wohl unterstellen kann, wäre, so gesehen, eine Reaktionsbildung auf die matrifokale Position seiner Frau, ein männlicher Trick, Schwäche in Stärke zu verwandeln.

Ihren Kindern gegenüber versucht Rosa Strenge zu bewahren und sie möglichst unter Kontrolle zu halten. Sie bringt sie immer zur Schule und holt sie auch dort ab, um ihre Kontakte zu andern Kindern und Mitschülern zu kontrollieren. Auf der Straße, den kleinen Plätzen in der Favela und zwischen den Hütten möchte sie sie am liebsten gar nicht spielen lassen. Sie räumt ihnen so wenig wie möglich eigene Spielräume ein, in denen sie keine Übersicht hat. Solche Spielräume versuchen ihre fünf Kinder, mit denen sie gegenwärtig zusammenlebt, zu ertrotzen und zu erkämpfen. Da kommt es zu viel Streit und Geschimpfe. Nicht selten schlägt sie ihre Kinder auch, wenn die nicht so wollen, wie sie es will. Ihr neuer Freund, der „Alte“, versucht sie dann zu ermahnen, daß man Kinder nicht schlagen dürfe, was sie aber doch immer wieder tut.

R.: Ich darf keines meiner Kinder schlagen, weil er das nicht zuläßt. Er sagt: „Schlag‘ nicht! Wenn sie irgendeinen Unsinn machen, ruf‘ sie und schimpf‘ sie aus, aber schlag‘ nicht!“

Die Kinder sind ganz wesentlich der Lebenssinn von Rosa. Sie sollen ganz so werden, wie sie sich das vorstellt, und da duldet sie kaum eine Abweichung. Diese wird vielmehr streng geahndet. Sie sollen lesen, rechnen und schreiben lernen und damit bessere

Chancen haben als sie, die in ihrer Jugend ihre Chancen nicht genutzt hat und Analphabetin geblieben ist. Das also, was sie selbst nicht schaffen konnte, das sollen sie nun unter ihrer strengen Leitung schaffen. Das läßt sich auch als ein Stück Selbstrealisierung von Rosa verstehen. Geht man von dieser Verständnisebene aus, so hat Rosa es schwer, die wachsende Selbständigkeit, das Von-ihr-Weg-entwickeln der Kinder zu akzeptieren. Sie versucht, sie in einem von ihr dominierten engen Beziehungsnetz zu halten. Wer sich daraus zu weit entfernt, sich zu stark herausdrängt, kann auch herausgeworfen werden. So hat Rosa sich z. B. von einem Sohn im Streit getrennt. Mit dem Kinderpsychoanalytiker Winnicott könnte man sagen, daß den Kindern in einem solchen Beziehungsnetz die Funktion von „Übergangsobjekten“ zugemutet wird: Sie sind in erster Linie für die Mutter da, repräsentieren Anteile von ihr, füllen ihre Welt, ihren „Übergangsraum“ mit Leben aus. Sie geben der Mutter einen Sinn und sind zugleich ihre Sinnstiftungen, mit denen sie ihre Welt ausstattet; das ist eine psychologische Sinnggebung im matrifokalen Lebenszusammenhang. Die Männer und Väter haben es durchaus nicht leicht, dort einen eigenen, d. h. unabhängigen Platz zu finden. Deutlich ist, daß dies der „Alte“ bei Rosa geschafft hat.

Die psychologische Dimension im matrifokalen Beziehungsnetz, wenn wir diese so interpretieren können, wie wir das bisher getan haben, läßt Männern und Vätern wenig eigenständigen Raum. Etwas zu sagen und mitzureden haben sie nur, wenn sie ihren Versorgungspflichten nachkommen können und auch tatsächlich nachkommen. Aber auch dann ist klar, das belegen alle unsere Interviews, wer die dominante Position im familialen Lebenszusammenhang innehat. Die unsicheren Positionen bzw. die Randpositionen im matrifokalen Beziehungsnetz können durchaus zur Kompensation durch Mehrfachbeziehungen führen. Viele Männer leben zugleich in mehreren Familien, mit mehreren Frauen gleichzeitig zusammen. Für mehrere Familien können sie sowieso nicht gleichzeitig sorgen. So haben sie häufig, wie im Falle von Rosas langjährigem Lebensgefährten, nur die Rolle des mehr oder weniger gern gelittenen Gastes, je nachdem, ob sie bei ihren kür-

zeren oder längeren Besuchen etwas für den Unterhalt der Familie mitbringen.

Diese Art von Polygamie ist für die Frauen in den Favelas viel weniger problematisch als für die Frauen aus der Mittelschicht. Das Problem sind in der Favela mehr die gehörnten Männer und Ehemänner als die betrogenen Frauen. Es war sehr schwierig für Rosa, die alte Beziehung aufzulösen und die neue mit dem „Alten“ aufzubauen, ohne daß es zu dramatischen Szenen mit körperlichen Auseinandersetzungen kam. Rosa erzählt im Interview von ihren Ängsten, Unsicherheiten und subtilen Verheimlichungsstrategien, von denen wir bisher nur ungefähr ahnen, wie sie in der Öffentlichkeit der Favela, die kaum einen privaten Bereich kennt, funktionieren können. Die meisten ahnen oder wissen es, auch der gehörnte Ehemann ahnt oder weiß es. Nichts aber passiert, solange das Problem nicht angesprochen wird, solange nicht darüber geredet, geklatscht und gespottet wird. Erst dann fühlt sich der Gehörnte gehört, und ein Eifersuchtsdrama nimmt seinen Lauf.

Machismo, die übertrieben-exaltierte Ausstellung männlicher Selbstherrlichkeit (eng verknüpft mit potentiellen Eifersuchtsgefühlen) läßt sich durchaus als Reaktionsbildung der Männer auf ihre schwache Randposition im matrifokalen Zusammenhang verständlich machen. Auch ist die Position der Söhne, darauf haben wir schon im vorangegangenen Abschnitt hingewiesen, im Vergleich zu der der Töchter bei der Mutter schwächer. Die Mütter trauen ihren Töchtern bei der Mithilfe der Reproduktion der Familie und der späteren Altersversorgung von Anfang an mehr zu. Auch das sozialisiert das machistische Verhalten bei den Männern.

Natürlich ist unser Interviewmaterial nicht so, daß wir hier sichere Schlußfolgerungen ziehen können, aber in allen Interviews finden sich Belege für diese These. Das gilt auch für das Interview, das wir mit Violeta, einer Frau der jüngeren Generation, geführt haben. Violeta ist 25 Jahre alt. Ihren jetzigen Mann, von dem sie mal sagt, sie sei mit ihm offiziell verheiratet, dann wieder, sie sei nicht mit ihm offiziell verheiratet, hat sie im Alter von 15 Jahren kennengelernt. Vor ihr war er mit drei ihrer älteren Schwestern intim befreundet, die ihn auf einem Tanzfest, so schildert sie es im Interview, an sie weitergereicht haben.

Nach zwei Fehlgeburten hat sie mit 18 Jahren Zwillinge geboren und mit 21 ein weiteres Kind; alle Kinder sind vom gleichen Mann. Darauf ist sie stolz. Sie möchte nicht Kinder von verschiedenen Männern haben. Nach der Geburt des letzten Kindes hat sie sich sterilisieren lassen. Sie begründet das ökonomisch. Sie möchte ihre Situation im Elend etwas in der Hand behalten und nicht ganz „verloren“ gehen. Auch möchte sie die „wahnsinnigen Schmerzen“, die ihr die Geburten bereiteten, nicht noch einmal erleben müssen. Maßgeblich ist für sie, ihren Mann zu halten, der bei ihr wohnt, aber auch Beziehungen zu anderen Frauen hat. Das macht ihr nicht so viel aus, wenn er nur bei ihr wohnen bleibt. Darum bemüht sie sich sehr.

Violeta schildert die Haltung ihres Mannes: „Ein Mann hat ein Recht auf Vergnügungen und auf sieben Frauen. Die Frau muß an ihrem Platz bleiben. Ich bin ein Mann und niemand wird über mich reden. Sie ist eine Frau, hat drei Kinder, sie werden über sie reden.“

Der „Platz“ der Frau, von dem Violetas Mann spricht, ist die matrifokale Position, das Zentrum der Verantwortung und Versorgung, auch für den Mann. Sie will ihn nicht verlieren. Er gehört dazu, hat seinen Platz im matrifokalen Beziehungsnetz. Untersuchen wir dazu einige Ausschnitte aus dem Interview.

Interviewerin: „Hattest Du einen Arbeitsvertrag?“

Violeta: Nein.

I.: Nie?

V.: Nie.

I.: Hast Du Dich schon einmal darum bemüht?

V.: Junge, ich wollte, daß mein Arbeitsausweis unterschrieben würde, aber ich bin gerade dabei, eine Arbeit für mich zu suchen. Ich hätte so gerne eine Arbeit mit Vertrag. Man denkt so, daß man heute einen Mann hat, und morgen nicht, nicht wahr? Ich bin mit ihm zusammen, aber er kann ein hübscheres Mädchen finden – hübsch, nicht wahr? Denn ich bin nicht hübsch. Er kann eines finden, das arbeitet, und er kann sagen: „Ich bleibe mit der zusammen, die arbeitet und die wird mich unterstützen.“ Da ich ja nicht arbeite, wird er eine aussuchen, die arbeitet. Deshalb bin ich dabei, meine Papiere in Ordnung zu bringen, um zu arbeiten. Aber ich kann nicht in einer Bank arbeiten, denn ich habe keine Ausbildung. Ich war nur bis zur vierten Klasse in der Schule. Das bereue ich heute sehr. Ich bereue es sehr. Meine Mutter hat mir immer geraten zu lernen, aber ich wollte nicht. Ich suche wieder eine Arbeit.

I.: Wer wird zu Hause eher ernst genommen?

V.: Mein Mann. Er. Manchmal schreie ich, und er sagt: Halt deinen Mund. Denn wer hier das Sagen hat, bin ich. Und ich senke gleich meinen Kopf. Er arbeitet, also

hat er mehr zu sagen. Wenn ich auch arbeiten würde, hätten wir beide etwas zu sagen. Aber ich arbeite nicht.

I.: Reden Deine Kinder mehr mit Dir oder mit Deinem Mann? Wem erzählen sie ihre Probleme?

V.: Mehr mit mir.

I.: Und wer belohnt sie, wer beschenkt sie?

V.: Ich, meine Tante, manchmal auch er.

I.: Aber wer gibt mehr?

V.: Ich.

I.: Wenn das Kind etwas macht, was Du richtig findest und gut, wer geht eher zu ihm hin, um zu sagen: „Mein Kind, das hast Du gut gemacht!“, Du oder Dein Mann?

V.: Ich.

I.: Und Zärtlichkeit? Wer ist zärtlicher?

V.: Ich. Manchmal sind die Kinder krank. Er schläft weiter, klar. Ich stehe nachts auf, gebe ihnen Medizin, küsse sie, umarme sie. Ich bin zärtlicher. Er auch, aber weniger, nicht wahr?

I.: Und wenn Ihr Euch streitet, Du und Dein Mann? Auf wessen Seite sind die Kinder?

V.: Junge, wenn wir uns streiten, sind die Kinder auf meiner Seite. Manchmal streiten wir uns und die Kinder sagen: „Schlag’ Mama nicht, sonst schlage ich Dich, hörst Du?“ Dann sage ich, er wird mich nicht schlagen, wir reden nur miteinander.

I.: Hat er Dich schon geschlagen?

V.: Sieh mal, um ehrlich zu sein, nein. Wir streiten uns. Jedes Paar streitet sich. Aber schlagen? Nein.

I.: Wenn Ihr Euch eines Tages trennt, wer zieht dann aus diesem Haus aus? Du oder er?

V.: Er. Ich bleibe. Ich glaube, er geht, nimmt seine Sachen und geht. Ich habe mehr Rechte als er. Er läßt die Kinder hier und geht. Er nimmt sein Schicksal in die Hand, und ich bleibe hier.

I.: Warum hast Du mehr Rechte als er, wenn er es ist, der arbeitet und das Haus finanziert?

V.: Junge, ich habe mehr Rechte als er, weil ich seine Kinder behalten werde. Er wird kein Kind mitnehmen. Ich werde mit den Kindern hierbleiben. Und wie soll ich da kochen, wenn er die Gasflasche mitnimmt? Ich finde, ich habe mehr Rechte als er. Ich sage ihm immer: „Wenn Du Dir eine andere Frau suchst, sag’ es mir gleich, geh’, laß mich mit den Sachen hier!“ Aber ich glaube, er macht das nicht.

I.: Wenn Ihr miteinander schlaft, wo sind dann die Kinder?

V.: Die Kinder schlafen. Aber manchmal machen wir gerade so etwas und die Kinder wachen auf und er geht von mir runter. Wir tun so, als ob wir schlafen, unter dem Laken, damit sie es nicht sehen, denn die Kinder sind sehr vorlaut. Ich sage, geht schlafen und dann lieben wir uns.

I.: Wo schlaft Ihr?

V.: Ich lege die beiden Kinder hierhin zum Schlafen und lege mich dann hier hin, um mit ihm zu schlafen. Die beiden kleinen Kinder schlafen hier, und ich schlafe mit dem Kleinsten hier. Ich und er.

I.: Auf der Ehematratze?

V.: Ja.

Kommt der Mann seinen Versorgungspflichten nach, hat er zwar eine stärkere Position im matrifokalen Kontext als einer, der das nicht kann. Doch was die Beziehung zu den Kindern und den Anspruch auf das Haus betrifft (sei es von seinem Geld gekauft oder gemietet oder nicht), spielt er nur die zweite Geige. Die Dominanz der Mutter bleibt unangetastet. Kommt es zur Trennung, dann hat er zu gehen, kann nur das eine oder andere, das nachweislich nur ihm gehört, mitnehmen. Das haben Violeta und ihr Mann im Streit, der eine kurzfristige Trennung zur Folge hatte, ausgetestet. Da hat er nur seinen Radioapparat mitgenommen, mehr nicht. Wenn er so geht, „nimmt er sein Schicksal in die Hand“, das im matrifokalen Kontext wohl nicht ganz in seiner Hand liegt. Violeta glaubt in der Trennungssituation ein größeres Recht auf das Haus und die Einrichtungsgegenstände zu haben, denn die Kinder werden, das ist unbestritten, immer bei ihr bleiben. Das scheint ihr Mann auch so zu sehen und damit die matrifokale Dominanzposition Violetas anzuerkennen.

Im Vergleich zu Rosas Exmann hat er allerdings mehr zu sagen, gerade weil er wesentlich den Unterhalt der Familie bestreitet. In der Familie wird er deshalb ernstgenommen. Rosa respektiert das entsprechend und „senkt den Kopf“ und schweigt, wenn er sie anherrscht. Da sie nicht arbeitet, fühlt sie sich zu stark ausgeliefert. Er ist zu wenig abhängig von ihr und kann jederzeit, wenn ihm danach ist, zu einer anderen gehen, die wiederum auch ihn versorgen oder mitversorgen kann, wenn sie Arbeit hat. Daher ist es Violeta wichtig, bald eine möglichst sichere Arbeit bei einem Arbeitgeber, der ihre Arbeitskarte unterschreibt, zu finden, um ihrem Mann etwas bieten zu können, was er vielleicht bei einer Konkurrentin nicht bekommen könnte, und zugleich ein größeres Stück Unabhängigkeit von ihm zu gewinnen und ihre matrifokale Position zu stärken. Sie muß dann ihm

gegenüber nicht mehr „den Kopf senken“. Er wird, so glaubt sie, mit großer Wahrscheinlichkeit bei ihr wohnen bleiben, mag er auch zuweilen seinen Vergnügungen mit anderen Frauen nachgehen. Das stört sie nicht so sehr, denn das ficht nicht ihre Dominanz im matrifokalen Lebenszusammenhang an, in dem ihm nur eine Randposition bleibt.

In den Streitereien mit ihm geht es ihr mehr um Unabhängigkeit und Abhängigkeit, um Macht und Ohnmacht, und weniger um Eifersucht und die körperlichen Besitzansprüche an den anderen. Die Liebesbeziehung mit ihm beschreibt sie als eine Lustbeziehung, die sexuell für beide sehr befriedigend sei. Zuweilen sei ihr das auch etwas zu viel sexuelle Begierde.

In der Elendsgesellschaft der Favela ist die Anwesenheit der Kinder beim elterlichen Geschlechtsverkehr nicht streng tabuisiert. Das mag damit zusammenhängen, daß bei den Wohnverhältnissen der Favela sich keine Privatheit, so auch keine des Geschlechtsverkehrs herstellen läßt. Es kann aber auch, das können wir aufgrund der Aussagen und Beschreibungen in den Interviews nur vermuten, mit dem Platz zusammenhängen, den die Kinder im psychologischen matrifokalen „Übergangsraum“ der Mutter einnehmen.

Wie bei Rosa schwindet auch bei Violeta das Selbstbewußtsein an der Grenze der Familie und Hausgemeinschaft. Violeta geht zwar mehrmals im Monat zu den Versammlungen der Nachbarschaftsvereinigung, meldet sich aber in der Regel nicht zu Wort, es sei denn, so sagt sie uns, daß das, was dort gesagt und gemacht wird, allzu stark ihren Widerspruch und den von anderen herausfordert. Sie nimmt an der Versammlung teil, um zuzuhören.

V.: „Ich gehe eher hin, um zuzuhören. Ich sage nichts. Ich sehe nur zu, höre mir an, was die Leute sagen. Normalerweise bin ich immer einverstanden mit dem, was die Leute sagen. Ich höre lieber zu. Ich äußere keine Meinung. Für mich ist alles o. k. Ich unterschreibe alles.“

Anmerkungen

- 1 Klaas Woortmann (1987), *A familia das mulheres*, Rio de Janeiro.
- 2 Man wird im übrigen auch eine ganze Reihe von Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten mit den Lebensformen in den mexikanischen Elendsvierteln finden können, die der amerikanische Anthropologe Oscar Lewis in seiner schon klassisch zu nennenden

Studie *Die Kinder von Sanchez* (Göttingen 1982) beschrieben hat. Wichtige Ergänzungen lassen sich den beiden Büchern von Ute Craemer, *Favela Monto Azul* (Stuttgart 1987) und *Favela Kinder* (Stuttgart 1987) entnehmen. Konkrete Einblicke in das Leben einer Favela geben die beiden Bücher von Carolina Maria de Jesus, *Tagebuch der Armut – das Leben in einer brasilianischen Favela* (Göttingen 1983) und *Das Haus aus Stein* (Göttingen 1984).